

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 28.

Grand Island, Nebr., 11. Oktober 1907. (Zweiter Theil.)

Nummer 7.

Feierstunden.

Kenntst du die wahren Feierstunden,
Wenn deine arbeitsfrohen Hände müde
Im Schoß zusammen sich gefunden,
Und um dich her es weht wie Sonn-
tagsfriede?

Wenn alle Stimmen deiner Seele
Schweigen,
Und nur der eine Wunsch in dir, nach
Ruh;
Im Wald sich leise alle Wipfel nei-
gen,
Der Thau küßt alle Blumenaugen
zu?

Dann regt sich etwas, was du nie
empfunden,
Auch nicht in deinem allerhöchsten
Traum,
Es ist die Weihe wahrer Feierstun-
den,
Die dir zur Heimath macht den ärm-
sten Raum.

Sonntag im Herbst.

Novellette von Annie Latt-
Felsberg.

Sie hatten die Nachtfahrt zusam-
men in einem Coupe 2. Klasse zu-
rückgelegt.

Nun grüßte ein sonniger, köstlicher
Herbstmorgen zu ihnen herein.

Seit mehreren Stunden waren sie
allein in ihrem Abteil.

Eine lebhaft, vielseitige Unter-
haltung hatte sie einander so nahe ge-
bracht, daß ihnen die Trennung
schwer wurde.

Jetzt im Tageslicht sah er ganz
deutlich, daß sie nicht mehr sehr jung
war. Auch schon war sie nicht, aber
ihr wohlwollendes Organ, ihr lebhafter
Geist, ihr feiner Takt zogen ihn
mächtig an.

Zwei dunkle, geheimnisvolle Augen
hagten das Ihre, um ihn vollends zu
bestimmen.

Er war kein Don Juan.
Seine Frauen übten ihren Zauber
auf ihn aus.

In ihrem ganzen Wesen lag jenes
Unbestimmte, das einer Frau eigen
ist, die sich ihre Reinheit bewahrt in
ihrem Thun und Denken.
Sie geht verlassen zu müssen, dünkte
ihm ein Verlußt.

„Wer erwartet Sie denn zu Hause,
meine Gnädige?“

„Meine Eltern, ein achtzigjähriger
Vater und eine um wenige Jahre
jüngere Mutter, beide leidend, meiner
Pflege bedürftig.“

„Eine traurige Aufgabe.“

„Eine liebe Pflicht. Meine letzte
Reise für lange Zeit war diese Herbst-
fahrt ins Gebirge. Noch ein tiefes
Athemholen in frischer, Gottesluft
und fröhlicher Freiheit, dann wieder
zurück zur strengen Arbeit und
Pflicht. Mit heute ist mein Urlaub
abgelaufen.“

„Auch ich trete morgen wieder mein
Amt an. Aber heute, der letzte Tag,
der Sonntag, soll mit ein besonderer
Feiertag sein.“

Beide schwiegen eine Weile.

„Sehen Sie, wie schön unser Ber-
lin ist mit dieser Umgebung von er-
sten Kiefernwäldern und den lachenden,
glitzernden Wasser. Das möchte ich
ihnen so gern zeigen. Bitte, bitte,
treten Sie auch erst morgen Ihr Amt
wieder an bei Ihren Eltern. Gesie-
hen Sie noch einen köstlichen Tag der
Freiheit.“

„Wenn Sie so schön bitten, lahn
man kaum widerstehen.“

„Widerstehen Sie nicht, meine
Gnädige, ich verbitte mich mit mei-
ner Ehre dafür, daß Sie es nicht be-
weinen sollen.“

Sie zögerte.

„Sie werden mich für leichtfertig
halten, wenn ich —“

„Niemals!“ behauptete er mit
strahlendem Blick.

„Es ist sehr incorrect von mir ge-
handelt — aber —“

„Nun, so seien Sie einmal incorrect,
mein gnädiges Fräulein. Ich achte
und ehre Sie deshalb doppelt.“

Nun huschten die Häuser der Vor-
orte schon an ihnen vorüber.

„Galanter war er ihr bezüglich, sich
zum Aussteigen zu rufen. Eine glück-
liche Verklärung lag plötzlich auf sei-
nen Zügen.“

Seine Empfindung für sie, die so
plötzlich erwacht, wurde von ihr erwidert,
sonst blieb sie nicht, sonst hätte
sie ihn spröde, tutz abgewiesen.

Nicht lange darauf sahen sie in ei-
nem vornehmen Hotel an einem klei-
nen, wohlgedeckten Frühstückstisch im
Speisesaal.

Ihre Befangenheit wich jetzt einer
fröhlichen Stimmung. Man hielt sie
für ein junges Ehepaar auf der Hoch-
zeitsreise. So glückselig sahen sie
auch Beide aus.

Nur zuweilen wurde sie ernst und
dachte, daß es doch sehr, sehr leichtsin-
nig von ihr sei, mit einem fremden
Herrn so vertraulich zusammen zu
sein.

Als er dann bat, daß sie sein Gast
sein möge, wehrte sie förmlich ängst-
lich ab und beglich ihre eigene Rech-
nung.

„Nur unter dieser Bedingung
bleibe ich, sonst reise ich mit dem
nächsten Zug.“

Lachend zeigte sie dann ein leg-
tes Zwanzigmarkstück.

„Das kann draufgehen, bitte, rich-
ten Sie unsere Ausgaben danach ein.“

Sie zog ein kleines Notizbuch her-
vor und registrierte gewissenhaft.

„Berlin, Frühstück 1 Mark.“

Lächelnd sah er ihr zu.

„Haben Sie Ihre ganze Reise hier
berechnet, gnädiges Fräulein?“

„Jawohl, mein Herr! O, ich habe
sehr verständig gelebt. Papa war
sehr großmüthig, er hat meine
Reisebörse sehr gut bestellt. Bis auf
dies letzte Goldstück habe ich alles ge-
wissenhaft ausgegeben!“

„Was wollten Sie mit dem letzten
Goldstück machen?“

„Ein Glückslos kaufen“, lächelte
sie, und ein Schelmlich leuchtete in
ihren Augen auf.

„Wie sie jetzt neben ihm sitzt, so
schön und einfach elegant, die großen
Augen weit geöffnet, um all die neuen
Eindrücke aufzunehmen in ihre Seele,
die sich ihr boten, da bereute er nicht,
sie zum Bleiben aufgefordert zu ha-
ben.“

„Zu Fuß werden wir nicht weit
kommen, bitte.“ — Nun stiegen sie in
eine Droschke, und hinter ihnen stand
Freund und Amor und spannte seine Fäden
zu einem unzerstörbaren Netz.

Jeden Blick fing der Schelm auf
und verstrickte ihn zu einer Masche
seines Machwerks, das er im Eisen-
schneecoupe begonnen und nun zu
Ende führen wollte.

Unter dem Gefühl der Kirchenglo-
den fuhren sie durch die sonnigen
Straßen der Reichshauptstadt, in denen
es begann von Menschen im
Sonntagsstaat zu wimmeln.

„Das ist Berlin am Sonntag. In
der Woche sieht es ganz anders aus.
Das ist das hastende, arbeitende Ber-
lin, heute strebt es hinaus ins Freie.“

„Wollen wir nicht in das Mu-
seum?“ fragte sie, als sie dort vor-
überfahren.

„Nicht heute. Die Zeit ist zu kurz.“

„Wie er das sagte!“

Sie erschaute unter dem Ton und
mied seinen Blick. Es war, als ob
er Besitz von ihr ergriffen, als ob nur
sein Wille gelten würde von heute an,
als ob sie ganz willenlos ihm ergeben
sei. Es beschlich sie eine Angst. Sie
schalt sich, daß sie doch recht unvorsich-
tig war; sie hätte ihm doch widerstren-
gen sollen und ihre Reife fortsetzen.

Aber es war so verlockend, ihm zu
folgen!

Wie schön lag die Welt um sie. Mit
trunkenerm Blick schweifte sie in den
Herlichkeiten, der stolzen Schönheit
Berlins.

„Wie beneidenswert Sie sind, hier
leben zu können.“

Sie beneidete ihn wirklich. Wie
kräftig, frisch und männlich er neben
ihm lag! Voll Thatkraft und Lebens-
mut! Sie seufzte unwillkürlich.

Nun brach er das Schweigen, das
sie beide umfing, in welchem eifriger
denn je zuvor Amor seine Maschen
knüpfte.

Sie gehörte nicht zu den schwachen
Frauen, das gestiel ihm.

Sie sprach nur, wenn sie etwas zu
sagen hatte.

„Nun noch ein gutes Diner und
dann hinaus ins Grüne! Das heißt,
wenn Sie nicht müde sind.“

„Nicht eine Spur.“

„Nach der Nachtfahrt wäre es kein
Wunder.“

„Sind Sie es?“

„Meine Lebensgeister waren nie
regler als heute, an diesem wunder-
baren Tag, der ohne Ende sein
sollte!“

Ein Geständniß, wie sie es glühen-
der nicht wünschen konnte, so heiß, so
begehrnd drang es ihr ins Ohr.

Sie sahen mitten unter den Gästen
und doch so allein, so weitverloren, so
selbstvergessen, so berauscht eines von
des Andern Nähe.

Sie erschrak. Gestern hatte sie ihn
noch nicht gekannt, morgen würde sie
nur die Erinnerung haben. Für ihn
ein Abenteuer, für sie alles — alles
— ein Leben füllend!

„Angstlicher zog sie sich in sich zu-
rück.“

„Was sollte ihn auch länger fesseln?
Jung war sie nicht mehr, auch nicht
schön, dachte sie, und niemals hatte
sie sich glühender gewünscht, schön und
begehrenswerth zu sein als heute, be-
gehrenswerth für immer, nicht nur
für heute, für einen Tag, einen son-
nendurchleuchteten Herbstsonntag!“

Sicher war er jünger als sie, er

lah so aus, so mitten in vollster Man-
nesblüthe und sie schon halb ver-
blüht —

Nun lächelte sie doch mitten in ih-
ren stiftischen Gedanken.

Er sah sie an, strahlend, glücklich.
Fröhlich zogen sie hinaus ins Freie,
mitten im Volksgewühl, sie beide, fest-
haltend aneinander, verbunden durch
ein Band, das Amor gewebt in ge-
schäftiger Eile.

Sie bewunderte die weiten, silber-
strahlenden Seeflächen, in denen der
dunkle Wald sich spiegelte wie eine
totelete Schöne, die ein buntes
Gewand sich angelegt, die Welt zu be-
zaubern, ehe sie Abschied nahm.

„Wie schön ist der Herbst!“ jubelte
sie. „So habe ich es nie empfunden
wie heute!“

Ein dankbarer, strahlender Blick
traf ihn.

Er erwiderte ihn so bereit, daß sie
erhebend ihren Blick senkte und rasch
vorausschritt.

„Rüben wollte er ihr folgen, sie an
der Hand festhalten und ihr sagen:
„Laf uns zusammen den schönen
Herbst genießen, den beginnenden
Herbst unseres Lebens.““

Sonnenuntergang über Baum-
wipfeln. Abendhimmel, in den bun-
ten Herbsttinten sich widerspiegelnd
in stiller, melancholischer Waldsee.

„Wenn ich allein hier wanderte,
dann packte mich die Sehnsucht, so
auszuschreiten wie jetzt, so zu
Zwecken!“

Sie antwortete nicht. Morgen
würde er wieder allein sein, er und
sie.

Es packte sie schon jetzt wie Seh-
nsucht nach diesem Waldwinkel, dem
melancholischen See, über dem die
Herbsthonne unterging.

Nachdunkel stieg auf.

Der Mond begann seine Bahn zu
ziehen, über all den fröhlichen Men-
schentindern, die heimwärts gingen,
die Brust geschwellt vom reinen Athem
der herblichen Natur.

Ein solches, reines Glück bejegte die
Seelen der Beiden, die ihn ausgekostet
in seiner ganzen Herrlichkeit diesen
lichtvollen Sonntag im Herbst.

„Indrünstig küßte er ihre Hand, ein
— zwei — drei Mal.“

„Auf Wiedersehen —“ sprach sie
erglühend, lächelnd aus ihrem Coupe
heraus.

„Auf baldiges, baldiges Wieder-
sehen!“ erwiderte er dringend und
drückte die Hand aufs Herz, wo er ein
Kärtchen mit ihrem Namen barg.

Ein letzter, glückstrahlender, beselig-
ender Blick.

Ein stummes Grüßen, ein zuber-
stichtliches „Auf Wiedersehen!“

Die Fliegen.

Das kleine holländische Städtchen
Zuidern hat ein Steueramt. Das ist
ja an und für sich nichts Besonderes,
und naturgemäß gehören zu einem
Steueramt auch Beamte, die den Auf-
trag haben, die Rechte der Stadt wahr-
zunehmen und genau zu kontrollieren,
was an Waare eingeführt wird. Eige-
ntlich mußte, zum größten Aerger
Aller, die ihre Waaren in die Stadt
bringen wollten, alles versteuert wer-
den. Auf den Eiern, auf der Butter,
auf Fleisch und Geflügel, auf Allem,
was eßbar und trinkbar ist, lag ein
Zoll. Die Steuerbeamten von Zuidern
übertrafen an Gewissenhaftigkeit
und Pflichttreue alle auf der Welt er-
stehenden Steuerbeamten, und ihr be-
sonderer Stolz gipfelte darin, sich
nicht dupiren und Zollpflichtiges ohne
Zoll einschmuggeln zu lassen.

An einem schönen Sommertag hatte
van Snyten die Kontrolle. Er sah vor
der Thür des Steuerhäuschens in dem
schmalen Streifen Schatten, den das
Häuschen warf; die Brille, ohne die
ihn kein Mensch kannte — denn er
war kurzschichtig und ein Steuerbeam-
te muß gut sehen können — beschlug
alle Augenblicke von der Wärme, so
daß er sie abwischen mußte, um das
Blättchen von Zuidern zum so und
so vielen Male von Anfang bis zu
Ende zu lesen und dabei die Passan-
ten zu beobachten.

Van Snyten war ein peinlich ge-
nauer, unbestechlicher Beamter, der
alles gründlich auf den Grund ging,
d. h. der bis auf den Grund der
Körbe, Kiepen, Säde, Taschen fort-
setzte; er mußerte die Spaziergänger da-
rauf hin, ob ihre Taschen nicht ver-
dächtig vom Körper abstanden; er
klopfte an die Räder der Wagen, um
zu sehen, ob sie nicht wohl waren; er
ließ die Sigtissen hoch heben, nahm
mit den Augen das Maß des Wagens,
um zu ergründen, ob nicht etwa ein
doppelter Boden bei dem Gefährt an-
gebracht sei.

Wie er nun so sah und sich die Zeit
durch die wiederholte Letztüre des Tag-
blättchens zu tünchen suchte, sah er
einen Bauern herantommen, der einen
großen Korb trug. Van Snyten

sahob seine Brille zurecht, erhob sich
langsam und stand mitten auf der
sonnigen Straße, gerade als der
Bauer vor dem Steuerhäuschen an-
gekommen war.

„Halt!“ rief van Snyten, „was
haben Sie in dem Korb?“

„Honig, Herr Steuerkontrollleur.“

„Kommen Sie in's Bureau, damit
ich nachsehen kann.“

„Es ist Honig,“ behauptete der
Bauer. „Sie brauchen nicht nachzu-
sehen. Honig ist nichts Versteuerba-
res.“

„Ich glaube nur meinen eigenen
Augen,“ antwortete van Snyten kurz.

Der Bauer ging mit in das Haus
und stellte seinen Korb auf den Holz-
tisch. Van Snyten nahm jeden Topf
heraus, band die Hülle ab, steckte den
Finger dann zum Munde, um
durch Leden zu konstatiren, daß es
sich um Honig, um wirklich guten
Honig handelte.

Durch den Geruch angezogen, wa-
ren in wenigen Sekunden die Flie-
gen, die bei der Sommergluth reich-
lich im Steuerhäuschen vorhanden
waren, über die geöffneten Honig-
töpfe her, und im Umfliegen klebten
die Thierchen mit Rüsseln und Bein-
chen auf dem Honig.

„Na, da ist eine hübsche Bescheer-
ung! Wie sieht mein Honig aus!
Den wird Niemand wollen! Den ver-
kaufe ich im Leben nicht mehr,“ rief
der Bauer erregt.

„Das geht mich nichts an,“ ant-
wortete der Beamte trocken.

„Na, wen geht's denn sonst etwas
an?“ erwiderte der Bauer.

„Meine Pflicht ist die Kontrolle
auszuführen... ich habe kontrollirt,
und nun räumen Sie gefälligst mög-
lichst rasch das Steueramt.“

Brummend ging der Bauer vor-
denn und begab sich auf den Markt.

Er stellte seine Töpfe in einer Reihe
auf.

Bei ihrem Anblick gingen die Be-
merkungen los:

„Oh, was für ein wunderbarer
Honig!“ rief eine Frau.

„Das ist wohl ein neuer Fliegen-
fänger?“ fragte eine zweite.

„Ober vielleicht ein Fliegenkom-
post?“ meinte ein Dienstmädchen.

„Lieber Mann, möchten Sie nicht
die Fliegen für sich verkaufen?“ schlug
ein behäbiger Bürger vor.

„Wieviel kostet das halbe Kilo Flie-
gen?“ fragte ein schnippisches, junges
Ding.

Als der Markt aus war, hatte der
Bauer nicht einen Topf Honig ver-
kauft und konnte seine Waare wieder
mitnehmen.

Aber das sollte nicht so ohne Wei-
teres von ihm geschehen, denn das
Bauerlein war mühsam, und in heller
Erregung begehrte er beim Vater der
Stadt, bei dem Bürgermeister von
Zuidern, Einlaß.

Eine Magd führte den Bauern in
einen Warteraum.

Gebuldig setzte sich das Bauerlein
auf eine Holzbank und wartete.

Das Oberhaupt des Städtchens
hatte nämlich Besuch und sah mit sei-
nen Gästen gerade bei der Mahlzeit.
Da konnte er sich natürlich nicht stö-
ren lassen. Nach dem Diner gingen die
Herrschaffen in den Salon, um Kaffee
zu trinken, und da fiel dem Vater der
Stadt ein, daß ein Bauer ihn sprechen
wolle. Er ließ den Mann herintom-
men.

„Was wünschen Sie, mein Lieber?“

„Herr Bürgermeister, ich komme zu
Ihnen, um mein Recht zu fordern.“

„Was ist Ihnen für Schaden zuge-
fügt worden? Sprechen Sie rasch.
Ich habe nicht viel Zeit.“

„Ich brachte Honig auf den Markt,
wundervollen Honig... nicht, daß
ich das sage, um mich selbst zu lo-
ben... alle meine Bekannten werden
Ihnen...“

„Na, weiter, Thatfachen, That-
sachen!“

„Auf dem Steueramtte visitirte ein
Beamter meinen Korb.“

„Das war seine Pflicht,“ entgegnete
der Bürgermeister.

„Unter dem Vorwand, nachzusehen,
hat er jeden Topf aufgebunden. Die
Fliegen sind über den Honig herge-
fallen, sind daran kleben geblieben,
und Niemand hat meinen Honig kau-
fen wollen.“

„Na... und was soll ich dabei
thun?“

„Ich bin nicht reich, ich kann nicht
all den Honig verlieren; ich will, daß
die Stadt mir den Honig ersetzt...
der Beamte, der mir die Töpfe aufge-
bunden hat, ist schuld daran.“

„Der mußte nachsehen, ob Honig in
den Töpfen war.“

„Ich verlange keine Bestrafung.“

„Er hat nur seine Pflicht gethan.“

„Dann geben Sie mir eine Ent-
schädigung.“

„Lieber Freund,“ sagte das Ober-
haupt der Stadt, „je länger ich über
den Fall nachdenke, je mehr komme ich
zu der Ueberzeugung, daß der Be-
-

amte durchaus nichts Strafbares ge-
than hat und demzufolge auch nicht
zu bestrafen ist.“

„Das ist mir ganz gleich. Für mich
handelt es sich darum, wer mir meinen
Honig bezahlt!“

„Die Stadt hat Ihnen gar nichts
zu bezahlen, denn durch unser gutes
Zuidern ist Ihnen kein Schaden zuge-
fügt worden.“

„Mein Honig ist aber verdorben,
ich kann ihn nicht verkaufen... und
beanspruche Schadenersatz,“ entgeg-
nete der Bauer hartnäckig.

„Ich sehe nur einen schuldigen
Theil bei der ganzen Sache,“ sprach
der Bürgermeister ernsthaft, „und
zwar halte ich einzig und allein die
Fliegen für den schuldigen Theil.“

„Fliegen haben kein Geld,“ wider-
sprach der Bauer.

„Ja, aber die Fliegen haben doch
den Schaden angerichtet, an die müs-
sen Sie sich halten, lieber Mann; ich
erlaube Ihnen, alle Fliegen, die Sie
sehen, todzuschlagen, und zwar
wann und wo es Ihnen möglich ist.“

„Na, ich danke für die gütige Er-
laubnis! die nutzt mir auch gerade
etwas!“ rief der Bauer.

„Einen weiteren Ausweg weiß ich
nicht,“ sagte der Bürgermeister, der
sich auf seinen wichtigen Richterpruch
nicht wenig zugute that, dem Bauer
den Rücken wandte und seinen Gästen
verständnisvoll zulächelte.

„Schön, Herr Bürgermeister,“ sagte
der Bauer, in dessen Augen es wert-
würdig leuchtete, „ich will mit der
Entscheidung zufrieden sein, wenn
Sie mir das schriftlich geben.“

Um den lästigen Bauer los zu wer-
den, willigte das Oberhaupt der Stadt
ein.

Und sofort setzte er in Gegenwart
der Gäste mit seiner schönsten Schrift
eine Urkunde auf. In mehreren Pa-
ragraphen war ausgedrückt, daß der
Bauer das Recht habe, Fliegen tod-
zuschlagen, wann und wo er sie immer
todtschlagen könne. Zum Schluß kam
noch das schöne, rothe Amtssiegel un-
ter das Schriftstück.

Der Bauer las es bedächtig durch,
faltete es zusammen und steckte es zu-
frieden in seine Tasche.

„So,“ sagte er, „nun ist ja Alles
wieder in schönster Ordnung.“

Aber dann wandte er sich nicht zum
Gehen, sondern blieb steif wie ein
Stod stehen.

„Was wollen Sie denn noch?“ rief
der Bürgermeister ärgerlich.

„Ich? Ich warte auf eine Fliege.“

„Fliege“ nicht ganz ausgesprochen,
als sich eines der kleinen Thierchen
auf der feinsten Wange des Oberhaupt-
es der Stadt niedergelassen hatte,
und in demselben Augenblick hatte der
Bauer auch schon dem Herrn Bürger-
meister eine so kräftig stinte Ohrfeige
verabfolgt, daß die Fliege tot auf
dessen getrockneter Wange klebte.

Der Herr Bürgermeister von Zuidern
wollte während auf den Bauern
losfahren... der aber meinte listig:

„Nichts für ungut, Herr Bürger-
meister, ich hab's doch schwarz auf
weiß — das war die erste Fliege...
jetzt gehe ich auf's Steueramt; und
siehe zu, ob ich dort auch eine oder
gar vielleicht zwei Fliegen todtschla-
gen kann... adieu auch die Herr-
schaften...“

Der Roman eines Eherrings.

Unter seltsamen Umständen wurde
in New Columbus ein verlornere
Verlobungsring wiedergefunden, des-
sen Verlust seiner Zeit die Braut-
leute zeitweilig hatte. George Bell
hatte sich mit der Tochter einer an-
gesehenen Familie verlobt. Die Hoch-
zeit sollte stattfinden und im Städt-
chen sah man der Feier mit großem
Interesse und herzlicher Anteilnahme
entgegen.

Der Bräutigam hatte bereits
die Fahrkarten zur Hochzeits-
reise nach Europa gekauft und wollte
seiner Braut den garbirten Eherring
überreichen. Diese war jedoch ein
wenig abergläubisch und wollte den
Ring unter keinen Umständen vor der
Jeremie entgegennehmen. Bell
streckte also das Kleinod in seine
Westtasche, und siehe da — das tücki-
sche Schicksal that es nicht anders; er
verlor den Ring. Alle Winkel wur-
den durchstöbert, die Nachforschungen
nach dem Ring nahmen kein Ende,
aber er war und blieb verschwunden.

Die junge Braut war untröstlich.
Das Geschehniß schien ihr eine
schlimme Vorbedeutung zu haben,
böse Ahnungen kamen über sie, und
als der Ring zur Hochzeitsstunde
noch nicht gefunden war, lie sie den
Bräutigam vergeblich warten, und die
Verlobung ward gelöst.

Vier Monate später ging der Bräu-
tigam durch seinen Garten. An einem
Gemüthselb errigte ein Kohlstopf seine
Aufmerksamkeite, der verkrümmert und
dürftig zwischen seinen Genossen da-
hinsteckte. Bell blickte sich, um das

Gewächs auszureißen. Als er die
Wurzel sah, war der Grund des be-
stümmerten Wachstums erklärt. Da
um die erdige Wurzel schmiegte sich
ein metallener Streifen — der perl-
rene Ring. Bell trug die Pflanz
mitsammt dem Verlobungsring zu
Mutter der Braut. Man überzeu-
gte sich, daß es der gesuchte Ring war.
So wurde man schnell wieder ein-
und die verzögerte Hochzeit ward
gefeiert.

Ein Gewittermesser.

Ein Apparat zur Aufzeichnung von
Gewittern und zu ihrer Anklündigung
auf größere Entfernungen ist von
dem russischen Physiker und Elektriz-
techniker Prof. Popow geschaff
worden. Der Vorläufer von Marconi,
da er sich allein schon eine Empfangssta-
tion für drahtlose Telegraphie eingerich-
tet hatte, er noch Marconi mit seine
ersten Versuchen hervorgerufen war
Der russische Physiker beschrieb die
Neuheit auch in einer russischen Zei-
tschrift, aber seine Leitung blieb un-
bekannt. Den eigentlichen Aus-
gangspunkt für diese Versuche bilde-
te jener Gewittermesser, dessen erste
Exemplar aus dem Dach der Wetter-
warte des Agronomischen Institut in
St. Petersburg aufgestellt wurde.
Der elektrische Anzeiger gill
dabei eine sachmännliche Beschrei-
bung nach der Darstellung von Ku-
wicki. Auch dieser Apparat hat bereit
eine Frithöhre (Cochlear), die die
wichtigste Bestandtheil der Appara-
tur für drahtlose Telegraphie geworde-
ist. Ueberhaupt kann man es na-
der Konstruktion dieses Gewitterme-
sers wohl verstehen, daß er seine
Erfinder auf die Idee der drahtlosen
Telegraphie gebracht hat. Wenn der
Apparat von elektrischen Wellen, d.
von Abgleichungen ausgeht, er
reicht wird, so erfolgt eine Aufzei-
nung auf einer in Drehung befind-
lichen Trommel, und gleichzeitig läu-
tet eine elektrische Glode. Der Käu-
fer der Glode schlägt dabei an die
Frithöhre. Dadurch wird der Strom
kreis wieder unterbrochen und der
Apparat für eine neue Abgleichung
nung aufnahmefähig. Es ist durch
diese Vorrichtung der Nachweis